

ANDREAS PFLÜGER

**GER  
LEBEN  
DEI**

The title 'GERLEBENDEI' is rendered in a bold, black, sans-serif font, split across three lines. The letters are slightly tilted to the right. The word 'LEBEN' is uniquely styled with white Braille dots overlaid on the letters. The background is a solid, vibrant yellow.

Thriller Suhrkamp

abschätzen, wo sie sich ungefähr befunden haben müssen.

Sie wartet, bis die Rücklichter im Dunst zerfließen, und sprintet dann in die entgegengesetzte Richtung, im Wissen, dass die Männer bald umdrehen und zurückfahren werden.

Sie rennt, rennt, rennt. Im Kopf das eine:

*Auch das werde ich vergessen. Auch das werde ich vergessen.*

Endlich sieht sie die Leuchtreklame der Tankstelle, an der sie vorbeigekommen sind. Völlig entkräftet langt sie dort an und ist ein einziges Zittern. Ein Transporter steht an einer Zapfsäule, der Fahrer bezahlt an der Kasse. Sie schleicht zur Hecktür, sie ist unverschlossen.

Als der Wagen losfährt, kauert sie zähneklappernd zwischen Obst- und Gemüseboxen. Der Sekundenzeiger ihrer Uhr wandert vor, aber sie glaubt ihm nicht. Es kann unmöglich erst eine Stunde her sein, dass sie mit Alain in das Haus ging.

Nach einer Zeit rappelt sie sich hoch. Durch das kleine Fenster sieht sie, dass sie auf der Autobahn sind. In welche Richtung geht es? Nach Paris?

*Auch das werde ich vergessen. Auch das werde ich vergessen.*

Viel später eine scharfe Kurve, gläserne Paläste, ein Hafen für Ausflugsdampfer. Sie fahren längs der Seine. Der Eiffelturm ist wie hingetupft, fast ein Pastell, und doch trotz er dem Himmel ein Stück Ewigkeit ab. Dort oben hat sie gestanden, mit einem weiten Blick, den Wind in den Wollhaaren, zum Platzen glücklich, in ihrer Kindheit. Dahinter das pechschwarze Karree der Tuilerien, wo sie mit ihrem Vater in der Sonne saß und Spatzen mit Eiswaffelkrumen fütterte.

Der Louvre, in dem Osiris über die Toten richtet.

Das Auto biegt in eine Seitenstraße und rumpelt über Kopfsteinpflaster kreuz und quer durch ein stilles Viertel, sodass sie bald nicht mehr weiß, wo sie ist. Sie halten. Noch ehe der Fahrer ausgestiegen ist, hat sie die Tür aufgestoßen und rennt.

Der Mann brüllt: »Putain! Qu'est-ce qui se passe?«

Nichts kommt ihr bekannt vor, kein Haus, kein Platz. Dunkle, fremde Gassen gleichen einem Fadengewirr, das eine Katze zerzaust hat. Doch mit einem Mal erhascht sie zwischen trüben Reklamen eine Ecke des knallbunten Centre Pompidou. Jetzt weiß sie, in welche Richtung sie laufen muss, und ist bald wieder an der Seine.

Sie bleibt stehen.

Auf der Insel thront die Kathedrale in einem Sprühregen aus Licht. Das ungeheure Tier, das sie erst gestern bestaunte, gefangen in einer Geschichte voller Wunder. Als sie noch an Magie glaubte, an sprechende Tiere, blinde Seher. Als der Tod nur ein Märchen war.

In diesem nicht enden wollenden Augenblick beginnen die Glocken von Notre-Dame de Paris zu läuten. Sie vereinigen sich, werden zu einem wogenden, hüpfenden, schwingenden Chor, der sich als Säule über das Häusermeer schraubt und ihr Zittern

zum Himmel emporträgt.

Unter erloschenen Laternen läuft sie über die verlassene Pont d'Arcole, ist am Quai de la Corse, dem Treffpunkt, den ihr Vater genannt hat. Er löst sich aus dem Schatten eines Tores, drückt sie an sich und sagt irgendwas.

Selbst diese Umarmung wird sie für immer vergessen.

# 1

## Heute

Keine Stille ist wie die andere. Es gibt die Stille in den Sekunden, bevor ihre Augen zufallen und sie fast schon im Traum ist. Die Stille nach einem falschen Wort und die Stille in einer Kirche am Abend. So wie es die Stille gibt, deren Klang die Welt rasen lässt. Die Stille der Verwundung. Die Stille, wenn man in das andere Land sieht. Die Stille, in der sie all der Menschen gedenkt, die gegangen sind.

Dies ist die Stille eines Sommertags, den der Wind verschläft. Nichts lenkt sie vom Hören ab. Auch jetzt sind kleine Dinge da, rein und klar wie in einem Konzerthaus. Ein Grashüpfer, ganz nah. Das Flirren der Luft. Viermal die Minute ihr Atem.

Sie hat die Augen geschlossen. Obwohl sie weiß, dass es Unsinn ist, bildet sie sich ein, dann alles noch intensiver zu empfinden. In der Leere, fast schon unter der Dezibel-Skala, fispert ein Auto auf einer zwölf Meilen entfernten Straße. Für Momente glaubt sie, eine Spinne in ihrem Netz zu hören, den Flügelschlag eines Raubvogels hoch am Himmel, einen Satelliten auf seiner Umlaufbahn.

Vibrationen; etwas unter der Erde. Vielleicht ein Maulwurf. Oder eine Schlange in einem Bau.

Plötzlich wird die Stille zu laut und dröhnt in ihr. Aaron ändert die Sitzposition, zum ersten Mal seit über einer Stunde. Im Südosten der Anhöhe weiß sie ein Tal, in dem fast immer Nebel ist, roter Ahorn, von Tröpfchen lackiert. Darüber wird alles tiefblau und leicht sein, wie Dunst auf einem Spiegel.

Sie öffnet die Augen.

Zehn Dinge, die für Aaron aufregend sind:

Gewimmel am Flughafen, Durcheinander von Klecksen

fahrende Autos in der Stadt, Wischblenden

der Wald, eine schwarze Wand

die Umrisse eines großen Baumes, blass wie Perlmutter

ein hüpfender Fleck vor ihrem Fenster, vielleicht ein Spatz

das Grizzeln von Wasser im Sonnenlicht

fliegende Schatten im Dojō

die Feuerzeugflamme dicht vor ihren Augen

Farben

wenn die Morgenröte die Netzhaut anmalt

Sie tippt ihre Cartier an. Die digitale Stimme sagt: »Achter Juni. Mittwoch. Sechzehn Uhr, zwölf Minuten, zwei Sekunden.«

Aaron richtet sich auf und sieht dabei ihre Hände und Füße, weil sie es sich vorstellt. Sie hat sie so genau vor Augen, als wäre sie nicht blind. Mit dem Stock sucht sie bedacht ihren Weg zwischen Zedern. Bald ist sie auf dem Pfad aus festgestampftem Lehm, der zum Kloster hinunterführt. Sie klappt den Stock ein, schnalzt alle zwei Sekunden mit der Zunge und wird in dem grünen Gewölbe von den Echos geleitet. Ab der Biegung sind es genau siebenundneunzig Schritte, sodass sie die Klicklaute nicht mehr benötigt. Rechts weiß sie den japanischen Garten, dessen Ruhe sie in vielen Stunden genossen hat, hört das Plätschern des kleinen Wasserfalls, einen Rechen im Sand.

Der Gong ruft zur Teezeremonie. Beim fünften Schlag ist sie auf der Stufe, streift die Schuhe ab und betritt den Raum, in dem sich schon zehn andere versammelt haben. Für Aaron wird stets der gleiche Platz freigehalten, keiner muss ihr helfen. Sie nimmt die Seiza-Position ein, kniet auf den Fersen, drückt den Spann auf den Boden und hält den Rücken kerzengerade. Sie spürt die Unruhe ihres linken Nebenmanns. Kaum eine Minute nachdem er sich hingehockt hat, tun ihm bereits seine Schienbeine weh. So war es auch bei ihr, damals.

Das Gemurmel verebbt, als Meister Kishō beginnt, die Tee-Utensilien mit einem Seidentuch zu reinigen. Aaron versenkt sich ganz in die wenigen Geräusche. Sie hört, wie Kishō Wasser zum Kochen bringt, das Matcha-Pulver mit dem Bambusbesen verquirlt, den Tee aufbrüht.

Er reicht dem Ersten die Schale. Einige seufzen enttäuscht; sie wissen, dass diese Ehre nur demjenigen zuteilwird, der gut gekämpft hat. Auf ein Schlürfen folgt ein Kommentar, ehe die Schale abgewischt und weitergereicht wird. Kishō nennt die jungen Männer *Kodomo*, Kinder. Sie sind auf der *Shu*-Stufe, weniger als ein Schüler. Ihre Artigkeiten sind wie diese: »Der Tee ist vorzüglich.« – »Nie habe ich einen so köstlichen Tee getrunken.« – »Ich möchte den Tee von morgens bis abends genießen.«

Zum Schluss nimmt Aaron die Schale entgegen. Sie sagt: »Die Kunst des Tees ist, Wasser zu kochen, Tee aufzubrühen und zu trinken.«

Kishō grunzt zustimmend.

Aaron fühlt die Blicke und fragt sich, ob Entgeisterung darin steht, Neid, Wut. Sie riecht Olivenpaste und Salami, was ihr verrät, dass der *Kodomo* rechts neben ihr wieder heimlich in der Stadt war. Der Geruch ist sehr fein; sie vermutet, dass er Kishō verborgen bleibt.

Doch ihr Meister sagt: »Man kann Weisheit finden im Wogen des Bambus, im Blütenstaub einer Anemone, im Lächeln eines Kindes, ja sogar im Stich eines Moskitos. Aber nie fand jemand Erleuchtung bei Pizza Hut.«

Einige lachen. Der *Kodomo* steht auf, ein dicker schwarzer Pinselstrich. Er murmelt eine Entschuldigung, geht hinaus.

»Und wer von euch war noch nie dort?« fragt Kishō ruhig.

Das Lachen erstirbt. Außer Aaron und Kishō erheben sich alle und ziehen sich zurück. Kishō füllt die Schale mit Tee, trinkt und legt sie in Aarons geöffnete Hände.

Sie benetzt nur die Lippen.

»Du bist mit etwas nicht einverstanden?« fragt er.

»Warum lässt du sie spüren, dass du mich bevorzugst?«

»Tue ich das? Hast du nicht den Tee nach ihrem Gestammel so geistreich gelobt?«

»Sie sollen mich nicht für etwas Besseres halten.«

»Du bist eine Kodansha«, sagt Kishō. »Selbst einen Senpai könntest du unterrichten. Aber du hast entschieden, es nicht zu tun. Solange du deine Eitelkeit nicht abstreifst, solltest du mich nicht belehren.«

»Verzeih, du hast recht.«

Wieder trinken sie.

»Als dein Meister erbitte ich deine Meinung«, brummt er.

»Ja?« fragt sie überrascht.

»Welchen Imbiss findest du besser – Pizza Hut oder Taco Bell? Ich kann mich nie entscheiden.«

Aaron prustet los, und Kishō stimmt mit einem Lachen ein, das wie ein Bourbonfass auf Kopfsteinpflaster poltert. Sie sind in den Blue Ridge Mountains, etliche Meilen von Caydonville/Virginia entfernt, einer Kleinstadt an der Interstate 64. Kishōs Kampfkunstschule, das Kloster, wie Aaron es nennt, besteht aus einem Dutzend Wohnwagen in der Einsamkeit.

Kishō ist ein Hanshi, was bedeutet, dass er den neunten Dan im Gōjū-Ryū besitzt. Obwohl er seit langem ihr Meister ist, weiß sie kaum etwas über sein Leben in Japan, und warum er sich vor Jahrzehnten ausgerechnet in Virginia niederließ, ist ihr ein Rätsel. Als sie ihn einmal fragte, meinte er bloß: »Ich wusste alles und hatte nichts verstanden.«

Aaron kam mit einundzwanzig zu ihm, und ihre Seele war noch im Keller von Boenisch, dem Keller mit den Frauenleichen. Sie war wie ein Tier, das sich verletzt durch den Wald schleppte. Kishō sah Aaron an und nahm sie als Schülerin. Damals war sie sechs Monate bei ihm, bis heute kommt sie, wann immer sie Zeit findet. Karate kann sie überall trainieren. Doch von Kishō lernt sie so viel mehr.

Nach Jahren fragte er sie nach ihrem Leben.

»Ich bin bei der Abteilung«, sagte sie.

»Was ist das?«

»Wir sind Samurai, aber außer mir würde keiner dieses Wort verwenden. Der Fürst der anderen nennt sich Innenminister.«

»Und wer ist deiner?«

»Die Wahrheit.«

Ein Jahr vor ihrer Erblindung war es an der Zeit für den vierten Dan. Er flog mit ihr